



Fragen an Jehuda Bacon

(ungekürztes Interview)

Als Freund unserer Volontärsarbeit in Israel ist Jehuda Bacon mit seiner Lebensgeschichte und der Art und Weise, wie er darüber spricht, für viele unserer Volontäre und Ersatzdienstleistenden ein Vorbild geworden. Die Begegnung mit ihm macht betroffen und nachdenklich, sie wird von vielen als prägend und wegweisend erlebt. Das Interview mit ihm haben unsere beiden Volontärinnen Claudia Ketterer und Helga Eichenberg geführt.

Jehuda, woran erinnerst du dich, wenn du an deine Eltern und deine Geschwister denkst?

Mein Vater war sehr gütig zu mir, meine Mutter auch. Wir waren drei Kinder. Ich hatte zwei große Geschwister. Wie kleine Kinder haben wir uns gezanzt und geliebt. Die armen Geschwister mussten mich immer überallhin mitschleppen. Ich war eben der Kleine ...

Dann kamen diese schlimmen Zeiten. Ich durfte kein Kind mehr sein, sondern musste sehr wach sein und es war vorbei mit der Kindheit. Aber vorher spürte ich viel Liebe.

Der Freitag symbolisierte für mich diese ganze Atmosphäre. Ich kann mich sogar noch an meinen Großvater erinnern, der Chassid war. Es gab in der Familie ein paar Geschichten, die stammten aus der mystischen und kabbalistischen Zeit. Einer meiner Vorfahren war ein großer Mystiker, der sagte zu seinem Sohn, der noch sehr jung war: „An diesem Tag werden die zwei größten Rabbis sterben.“ Und dann brachte er seinem Sohn den Kaddisch, das Totengebet, bei. Und wirklich, so war es auch! Der Mann hatte außergewöhnliche geistige Fähigkeiten. Dann war da einer, der hatte ein Testament hinterlassen, das besagte, dass wenn man seinen Namen in der Familie zehn Geschlechter lang erwähnt, er kommen und helfen würde. Und das habe ich als Sechsjähriger mitbekommen. Natürlich habe ich das alles wieder vergessen. Aber ich erlebte eine sehr fürchterliche Situation in Auschwitz. Es war hoffnungslos. Und plötzlich kam mir dieser Mann, genannt der Sohn des so und so, wieder in den Sinn. Ich dachte: „Wenn du diesen Mann anrufst, in dieser Situation, dann kommt er und hilft dir.“ Am nächsten Tag war es vorbei und ich war aus einer unglaublichen Situation gerettet. Man kann es erklären, wie man will. Aber es ist ein Beispiel dafür, in welcher Atmosphäre ich als Kind aufgewachsen bin.

Von deinen Erlebnissen damals berichtest du immer nur sehr zurückhaltend. Du warst ja noch ein Kind, mit 16 Jahren war alles schon vorbei. In Theresienstadt und später in Auschwitz bist du gewesen. Wie hast du diese Zeit erlebt?

Ich weiß noch das Datum. Am 14. März 1939 kamen die Deutschen nach Mährisch-Ostrau, und dann kamen die schweren Zeiten. Synagogen wurden verbrannt, Schulverbot. 1939 gab es sogar den ersten Versuch von Eichmann, die Juden umzusiedeln, der misslang. Eichmann war der erste, der nach Mährisch-Ostrau kam und die jüdischen Männer nach Polen schickte. Verbunden mit diesen Erlebnissen sind mehrere Geschichten.

Ich erinnere mich, wie die schlimmen Zeiten begannen und Schüler am nächsten Morgen Halbweisen waren, weil die Männer fort waren. Es gab Gerüchte darüber, was in Polen passiert, und es gab verschiedene Vorahnungen, dass etwas Fürchterliches im Osten geschieht. Das waren alles Vorboten von dem, was ich später alleine erleben sollte.

Die Situation veränderte sich immer mehr, ein Verbot nach dem andern für die Juden. Es gab Verbote und Ausgangssperren. Ab 8 Uhr abends durfte man nicht mehr hinaus. Plötzlich gab es Transporte von der Tschechei, man verschleppte Menschen irgendwohin, dann ein Ghetto in Theresienstadt und dann war auch Mährisch-Ostrau dran. Eine Stadt nach der anderen machte man judenfrei. Erinnerungen sind, das letzte Mal ein Bad zu nehmen vor dem Transport, das letzte Mal an einem Tisch auf einem Sessel zu sitzen, was ich dann drei Jahre lang nicht hatte, kein Bad, kein Sessel, kein Tisch. Es wurde immer schlimmer und schlimmer. Man durfte nur fünfzig Kilogramm mitnehmen, musste alles stehen lassen. Die Gerüchte. Viele Leute haben Selbstmord begangen, bevor man sie nach Theresienstadt liquidierte, wie man es damals nannte.

Dann Erinnerungen an die ehemalige Oberlehrerin, das Symbol des Besten für ein Kind von der Schule. Und plötzlich ist sie eine alte Frau mit einem Zettelchen um den Hals mit der Transportnummer. Diese Frau sah ich dann auch später, als man das Ghetto verschönern wollte, weil eine internationale Rotkreuzkommission kommen sollte. Man sollte sehen, dass es schön war und noch Juden existierten, also schickte man tausende alte Leute nach Osten, das heißt in den Tod. Und ein Tag bevor diese alten Menschen vom Roten Kreuz weggeschickt wurden, sah ich diese Leute. Und da sah ich diese ehemalige Oberlehrerin sitzend auf einem kleinen Kofferchen, wieder mit diesem Zettel, schon viel schmaler und in schäbigen Kleidern. Bei diesem Anblick lag vor mir ein Symbol des Besten in Trümmern. Das ist mir so im Gedächtnis geblieben.

Ich kann mich noch an diese Angst in Theresienstadt vor den Transporten nach Osten erinnern, denn immer kamen Transporte von überall - von Österreich, Deutschland und so weiter und gingen weiter. Wo sie hingingen, wusste man nicht, denn es kam nie eine Antwort. Was ich da alles erlebte, ist sehr schwer zu erzählen, aber ich erinnere mich noch an die Begegnung mit Fremdsprachen. Es waren da ja plötzlich Deutsche mit anderen Zeichen. Das war ganz neu. Es gab da z.B. Blinde mit Binden, auf die drei schwarze Kreise aufgedruckt waren. Und dann diese Erinnerung an die ersten alten deutschen Menschen, die da saßen, als man Suppe verteilte. Wir waren noch ganz frisch im Ghetto und waren noch nicht halb verhungert. Und da sitzen diese alten Menschen in schrecklichem Zustand, vernachlässigt, fast wie Bettler, und bitten uns Kinder: „Nehmen Sie Suppe!“ Und wir konnten es gar nicht verstehen. Diese Wassersuppe essen? Wir konnten uns nicht vorstellen, dass jemand so hungrig ist, dass er diese fürchterliche Suppe will.

Und diese armen Deutschen wurden so belogen und betrogen. Sie bezahlten Geld dafür, dass sie ein besonderes Zimmer mit Seeblick für sich bekamen. Es gab überhaupt keinen See, und sie waren in einem kleinen Zimmer mit 35 Menschen untergebracht, in dreistöckigen Kojen. Es war ein vollkommener Betrug. Sie waren wahrscheinlich noch an die Zeit der Weimarer Republik gewöhnt, in der ein Beamter, wenn er etwas sagte, das auch hielt. Ich konnte allerdings erst später nachvollziehen wie es ihnen gegangen sein muss. Außerdem entschied im Ghetto Theresienstadt die „Politik“, wem eine Schnitte Brot mehr gegeben wurde, den Alten oder den Kindern. Und der so genannte „Judenälteste“ entschied sich für die Zukunft, also hungerten die Kinder weniger und die Alten mehr und starben folglich auch schneller vor Hunger. Das war eine schreckliche Entscheidung. Die Alten wurden schrecklich vernachlässigt.

Die schlimmsten Eindrücke hatte ich im Kinderheim, vor allem wenn ich mich mit anderen angefreundet hatte. Ich war in einem Kinderheim, aber nicht alle Kinder kamen überhaupt dorthin. Die meisten Kinder wohnten einfach auf dem Dachboden einer Kaserne mit Alten und Greisen, und das war fürchterlich. Die wenigen, die ins Kinderheim kamen, hatten es etwas besser, z.B. hatten sie illegalen Unterricht. Im Ghetto war das offiziell verboten. Und dann kam plötzlich ein Transport, und die Hälfte der Kinder aus dem Zimmer ging weg. Das war sehr, sehr schwer. Und dann kamen neue dazu. Wann kommt die Reihe an mich? Und auch die kam ...

Nach über einem Jahr Aufenthalt in Theresienstadt fuhren wir - diesmal schon in Viehwagons - nach Auschwitz. Das war eines der schlimmsten Erlebnisse. Jeder, der das mitmachte, hat es nicht vergessen: Eingepfercht mit etwa 70-80 Menschen, Alte, Säuglinge, drei Tage ohne Toilette, dieses Gefühl, man wird da eingesperrt, wie lebendig in einem Sarg versiegelt.

Und dann die Ankunft in Auschwitz: Gebrüll, Geschrei und Schlägereien. Bevor wir überhaupt ankamen, sahen wir plötzlich Menschen mit Stöcken. Wir dachten zunächst, das sei ein Militärlazarett, Kranke mit Stöcken. Niemand konnte ahnen, dass die Stöcke zum Schlagen und nicht zum Gehen sind. Und dann die gestreiften Häftlingsanzüge, Fremdsprachen und Gebrüll, alles stehen lassen, eingepfercht und eingekeilt auf einem Lastwagen.

Und man fuhr durch eine Landschaft. Alles war totenstill. Man sah nichts als die geometrischen Pünktchen der beleuchteten Drähte. Aber man wusste nichts. Es war Nacht. Und dann kamen wir in ein Lager. Später erfuhren wir, dass es Birkenau war, das so genannte Vernichtungslager Birkenau. Auschwitz war Auschwitz I, das Stammlager. Und Auschwitz II war Birkenau, das Vernichtungslager. Und da waren nur Menschen bis zu ihrer Vernichtung.

Wir kamen in ein heute historisch bekanntes tschechisches Familienlager. Auf unserer Kartei stand „6 Monate SB“, also Sonderbehandlung erst nach 6 Monaten. Sonderbehandlung bedeutete - ins Gas. Aber in unserem Fall eben erst nach 6 Monaten. Wir waren eine Art Geiseln. Wir sollten Postkarten schreiben, so dass alle Menschen denken würden, unser Lager sei ein normales Lager. Diese Täuschung war für den internationalen Besuch des Roten Kreuzes vorbereitet. Sie wollten wissen, ob in den KZs noch Kinder und alte Menschen lebten. Und wir waren für dieses Schauspiel zuständig, wir sollten dieses „Fenster“ sein. Dazu waren diese 6 Monate gedacht. Und tatsächlich wurde der Transport genau am sechsten Monat vernichtet. Wir wussten also genau, wann der Tag da war.

Wie lebt man damit, wenn man genau den Tag weiß, an dem man vergast werden wird?

Über das Leben im KZ könnte ich stundenlang erzählen, aber ich möchte jetzt nur ganz kurz darauf eingehen. Dadurch, dass wir in dem Familienlager untergebracht waren, bekamen wir eine andere Behandlung als die anderen Häftlinge. Wenn man dort ankam, gab es meistens Selektionen. Leute wurden von den Viehwagons geschmissen. Dann waren da Dr. Mengele und andere. Alle Frauen mit kleinen Kindern, auch die schönsten und kräftigsten, gingen ins Krematorium. Alle jungen Menschen, ungefähr bis 17 Jahre, die nicht arbeiten konnten, gingen auch ins Krematorium. Nur die kräftigen Leute von circa 18 bis 31 hatten eine Chance, für eine kurze Zeit zu arbeiten, bis sie entweder durch die Arbeit starben oder auch ins Krematorium kamen. Alle alten Leute gingen ins

Krematorium. Nur in unserem Fall gingen sowohl Kinder als auch Säuglinge in das tschechische Familienlager, jedoch nur für 6 Monate. Wir wussten also genau, wann die Reihe an uns war. Und ich konnte sehr genau beobachten, was da passierte.

Ich war ein sehr waches Kind. Von der Zeit an, als wir in Theresienstadt ankamen, wurden wir separiert. Das heißt, in Theresienstadt konnte ich meine Eltern mit meiner Schwester noch nach der Arbeit sehen, in Auschwitz konnte ich sie zwar auch noch sehen, aber sie waren schon für etwas anderes ausgesondert ...

Im letzten Moment, als wir auch vernichtet werden sollten, veränderte sich die Politik. Das hatte damit zu tun, dass die Wehrmacht Menschen brauchte. Die SS wollte an sich alle vernichten, Kinder und Arbeitsfähige. Aber im letzten Moment hat sich die Politik im Lager verändert und es wurden einige zur Arbeit geschickt. Es blieben im Lager nur Alte und Kinder - und ich war eines von ihnen. Noch im letzten Moment wurde eine Gruppe von 90 Kindern im Alter zwischen 12 und 16 herausgeholt und ging in ein anderes Lager.

Meine Schwester und meine Mutter wurden für die Arbeit selektiert und kamen in ein anderes Lager, nach Stutthof. Dort starben sie oder wurden eigentlich zwei Wochen vor der Befreiung ermordet. Sie hatten alle Typhus und hatten die Krankheit schon überlebt, aber man hat sie verhungern lassen. Das habe ich alles von jemandem erfahren, der zufällig mit ihnen auf derselben Pritsche lag und es überlebt hat. Ich habe diese Person dreizehn Jahre später getroffen, da sie aus demselben Ort wie ich war.

Mein Vater wusste genau, was passieren würde. Ich hatte die Möglichkeit, zur Selektion zu gehen in der Hoffnung, weiterarbeiten zu können oder mit dem Vater ins Gas. Und das war eine fürchterliche Entscheidung. Ich musste meinem Vater und meiner Mutter in die Augen schauen und sagen: „Ihr seht, ich bin ein gescheitertes Kind, ich werde es überleben. Wir sehen uns in Palästina!“ Und wir wussten genau, was passieren würde. Das war sehr schwer.

Als wir ins Männerlager kamen, waren wir dort in einem speziellen Kommando. Das hieß „SK“. Und zwar waren in diesem Birkenau drei Blocks besonders isoliert. Zwei Blocks waren Sonderkommandos, das waren ungefähr 1200 Menschen, die in den Krematorien arbeiteten. In einer normalen Stadt wie Prag arbeiteten 3 Menschen im Krematorium. In Birkenau waren es 1200, ein riesiges Kommando.

Wir waren in der Strafkompagnie, aber nicht als Strafe. Häftlinge, die sich irgendwie etwas antaten, wurden besonders bestraft, z.B. mit Peitschenhieben. Auch die Galgen waren dort. Bei dem allen haben wir zuschauen müssen. Aber wir waren dort für einen anderen Zweck, nämlich damit wir isoliert blieben. Wir hatten nicht die schwere Arbeit der Menschen des Strafkompagnos, sondern wir waren Pferde. „Rollwagen“ hieß das Kommando. Und zwar hat man statt Pferden zwanzig Jungen für einen Wagen eingespannt. Man hat damit Dinge von einem Lager zum andern transportiert. Wir fuhren damit in allen Bereichen des Lagers. Auschwitz hatte viele Filialen, Auschwitz war ein riesiger Konzern. Und wir konnten mit diesem Wagen herumfahren, um alle möglichen Arbeiten zu verrichten.

Eine von diesen Arbeiten war es, Holz vom Krematorium für gewöhnliche Heizung ins Lager zu bringen. Manchmal, wenn wir fertig waren und keine Menschen im Krematorium waren, sagte uns der Kapo: „Kinder, ihr seid fertig mit der Arbeit, mit dem Holzaufladen, ihr könnt euch jetzt in den Gaskammern wärmen.“ Beziehungen zum Sonderkommando waren strengstens verboten, aber für uns Kinder war das möglich. Und ich war sehr

neugierig, habe mir alles erklären lassen und habe dann sofort nach dem Krieg genaue Zeichnungen von all dem gemacht. Das wurde sogar noch vor einem Jahr für einen Prozess benutzt.

Eine andere Arbeit war es, im Winter die Asche aus den Krematorien auf die vereisten Wege zu streuen. Das war auch unsere Arbeit. Ich sah auch, wie man fast das gesamte Theresienstadt liquidierte, das heißt auch meine Freunde. Und ich wusste, wenn sie da in diese Richtung marschieren, dann geht es ins Krematorium, wenn sie da langgehen, dann haben sie Hoffnung, für eine kurze Zeit noch am Leben zu bleiben.

Einen von meinen Freunden sah ich, wie er da marschierte. Das war der heute sehr berühmte Peter Ginz, ein ungeheuer begabter Junge, der dichtete und zeichnete. Er war auch der Redakteur von der Kinderzeitung. Er hat eine Zeichnung vom Weltraum gemacht, das war seine Traumvorstellung. Und ein israelischer Astronaut hat das Bild mit in den Weltraum genommen. Das Original ist in Yad Vashem. Ein Stern, ein Astroid, wurde auch nach ihm benannt. Ich sah ihn also auf seinem letzten Weg. Ich kannte ihn noch von vorher, weil wir im selben Kinderheim gewohnt hatten. Übrigens ist von diesem Peter Ginz erst neulich ein Buch erschienen.

Es gibt da noch unzählige Geschichten, wobei ich euch erzählen wollte, dass auch die SS-Männer nicht nur unmenschlich waren. Einmal rief ein SS-Mann zehn Menschen zum Tor, was lebensgefährlich war. Er konnte sie erschießen oder wer weiß etwas mit ihnen machen. Ich war einer von den zehnen. Und er nahm eine Salami und schnitt für jeden ein Stück ab und sagte: „Haut ab!“ Das war so ein plötzlicher Funke. Übrigens war dieser Baretzki, so hieß er, der Einzige im Auschwitzprozess in Frankfurt, der die Schuld auf sich nahm. Alle anderen, die höhere Positionen hatten, meinten, sie hätten niemals etwas getan. Er war ein gewöhnlicher Junge, etwa 21/22 Jahre, ein ganz einfacher Mann, kein Gelehrter. Er war der Einzige! Ich habe die Geschichte mit der Salami dann im Prozess auch erzählt.

Da waren so viele menschliche Erlebnisse. Ich sah zum Beispiel plötzlich eine Familie, eine Frau mit zwei Kindern - ich wusste, ich habe Verwandte in Berlin. Diese traf ich, als ich mit dem Rollwagen herumfuhr. Wenn wir Kinder in ein Frauenlager kamen - da durften keine erwachsenen Häftlinge rein - fragten die Frauen immer: „Bist du vielleicht mein Sohn?“ Sie hofften. Und plötzlich entdeckte ich diese Verwandte mit den zwei Kindern, sechzehn-, siebzehnjährig oder so. Und in der Zeit, als ich mit dem Rollwagen arbeitete, hatte ich, was man Beziehungen nannte, und konnte ihnen ein wenig helfen. Jemandem in jener Zeit ein Sandwich zu bringen, das war ungewöhnlich, aber ich konnte sogar mehr helfen, indem ich ihnen etwas aus den riesigen Magazinen von gestohlener Wäsche mitnahm. Von da brachte ich ihnen Lippenstift und einen Büstenhalter, damit sie besser aussahen und dadurch vielleicht eine Chance hatten herauszukommen. Und das rettete wirklich alle drei. Also es gab da viele verschiedene kleine Momente, unzählig viele.

Dann kam die Liquidierung von Auschwitz. Die Front rückte näher, es war schon 1945. Dann kamen die physisch schlimmsten Dinge, die Todesmärsche. Man ging Tag und Nacht, drei Tage und drei Nächte, ohne Pause. Wer nicht weiter konnte, blieb einfach zurück und wurde erschossen. Und da sahen wir diese offenen Schädel mit den Gehirnen und so. Ich sagte immer: „Gott sei Dank ist mein Vater ins Gas gegangen, denn das könnte er nicht überleben“, denn schon für mich war es ungeheuer schwer. Mein Vater war 52, und in diesem Alter war man in Auschwitz schon ein Greis. Das war also physisch eins von den schwersten Erlebnissen.

Dann kam das KZ Mauthausen. Das war ein ganz anderes Lager, eine herrliche Landschaft. Ich hatte noch Augen für Schönheit, ich merkte sofort die wunderbare Luft, die herrliche Landschaft. Dort waren Steinbrüche. Man schlug die Steine. Da gab es schreckliche Situationen. Jeder Kapo nahm dreihundert Leute zur Arbeit und durfte nur mit 150 zurück und solche Sachen. Was das bedeutete! In dieser Zeit war das Lager längst überfüllt wegen der Ostfront, man flüchtete Richtung Westen. Der Hunger war fürchterlich. Ich habe Kannibalismus erlebt, als es einen Fliegerangriff gab und eine Bombe ins Lager fiel. Ich will nicht viel davon erzählen.

Dann war noch so ein Todesmarsch. Ich kann mich gut an eine Szene erinnern, als wir durch ein kleines Dorf gingen und ich so um mich blickte. Da saß ein älteres Ehepaar an einem Tisch mit Kaffee oder was sie tranken. Das war eine vollständig surrealistische Welt, denn wir sahen sonst keine Zivilbevölkerung. Und Menschen an einem Tisch mit solchen Vorhängen und so. Es war unglaublich! Das war schon zu Ende des Krieges.

Am letzten Tag des Krieges wurde ich befreit, am 5. Mai, von den Amerikanern. Das waren auch lauter Wunder, wenn man es so nennen kann. Irgendwie existierte da die Idee, dass irgendwo dort die Schweiz lag. Die Schweiz bedeutete, was man damals „Esspakete“ nannte, d.h. diese Pakete mit Schokolade, und vielleicht eine Verbindung mit dem Ausland. Dieses Ziel war hunderte Kilometer weit entfernt. Wir gingen in eine andere Richtung als die übrigen. Warum betone ich das? Die, die zurückgingen zu den Orten von denen sie kamen, in die Steiermark in Österreich, die bekamen den Flecktyphus auf der Strasse und starben bald. Der Ort war mit Häftlingen überfüllt und man wusste nicht wie man diese Leute ernährt. Die Überlebenden bekamen später von den Russen sehr gut gemeinte fette Suppe und das war auch sehr schlimm.

Wir zwei Jungs gingen in die andere Richtung. Wir hatten auch Typhus und waren vollständig verlaust, da wir zwei Monate gelebt hatten, ohne die Kleidung zu wechseln und uns zu waschen, wie die Tiere. Manchmal töteten wir diese Läuse und zählten sie in der Sprache, die wir kannten. Und dann zählten wir: „150, 170, genug fürs Vaterland getan!“ Kinder haben immer irgendeinen Humor, auch in den schlimmsten Zeiten. Kinder haben keinen bösen Humor. In Auschwitz, wenn jemand sich aufregte und sagte: „Kinder macht keinen Lärm!“, dann meinten wir: „Alter, was regst du dich auf, du stehst doch eh schon mit einem Bein im Krematorium.“ Aber das war nicht böse gemeint! Das war die alltägliche Sprache. Derjenige verstand das auch nicht als Beleidigung. So war das Leben!

Jedenfalls kamen wir an und dann kamen die ersten Amerikaner und meinten: „Sorry, wir haben kein Brot, nur kleine Konserven, und wir haben nur Käse, weil wir die ersten sind. Die Küche kommt erst in zwei Tagen nach.“ Und da gaben sie uns eine winzig kleine Käsekonserve und ich dachte: „Für einen ausgehungerten Häftling, was ist da so eine kleine Konserve“, aber ich konnte nicht einen Bissen herunterbekommen. Jedenfalls hatten wir schon hohes Fieber.

Man brachte uns in ein Zivilspital in Steyer. Da waren weitere Amerikaner, die sagten: „Wenn diese zwei Jungs nicht leben, dann ...“. Sie haben uns wunderbar behandelt. Bis heute erinnere ich mich an die sehr braven und lieben katholischen Schwestern. Und viele Jahre später brauchte ich ein Zeugnis, dass ich damals Typhus hatte, und wollte sie besuchen. Ich fragte, wo diese eine Schwester sei, und man sagte mir, dass sie vor vielen Jahren gestorben sei, aber ich könnte sie an ihrer Grabstätte besuchen. Das war sehr persönlich.

Dies ist also so kurz die Geschichte vom KZ. Selbstverständlich wirkten diese Eindrücke und Erlebnisse noch lange nach. Ich weiß noch, viel später, ich war nur 1994 einmal auf Besuch in Auschwitz, da trafen wir uns als die ehemalige Jugend, die das alles mitgemacht und überlebt hatte. Da waren wir auch in Prag, Theresienstadt und Auschwitz. Und als ich da vor den Trümmern des Krematoriums stand, wo wir mit dem Holz gearbeitet hatten, da ist mir plötzlich klar bewusst geworden, was es war, um was ich beraubt worden war - um meine Kindheit!

Und alle diese Nachkriegsjahre, die waren nicht leicht, die waren sogar sehr schwer, denn Israel war nicht so wie heute. Es war ein außergewöhnlich schweres Leben, aber ich wollte Künstler werden. Und ich hatte dieses Glück: Plötzlich tauchte ein Verwandter auf, von dem ich nichts wusste. Ich wusste, dass wir Verwandte in Afrika hatten. Als ich das als Kind von meinen Eltern erfuhr, sagte ich zu ihnen: „Was, wir haben auch Schwarze in unserer Familie?“, weil Afrika für mich als Kind schwarze Menschen bedeutete. Als dieser Verwandte also kam und sah, wie ich in einem winzigen Zimmerchen lebte, ohne Licht, ohne Wasser, in einer sehr schweren Situation, sagte er: „Kann ich etwas für dich tun?“ Jedenfalls hatte ich später eine Ausstellung in Südafrika, die gut lief, und dann konnte ich in England und in Frankreich drei Jahre weiterstudieren. Und als ich zurückkam, wurde ich an derselben Akademie, Bezalel, wo ich vorher studiert hatte, für 35 Jahre Lehrer.

In Yad Vashem ist ein Bild von dir ausgestellt. Kannst du etwas dazu sagen?

Ich zeichnete viel und wollte diese Geschehnisse - damals war ich noch ein Kind, etwa 16jährig - auf meine Weise verarbeiten. Wir Juden halten immer, wenn jemand stirbt, den Gedächtnistag. Wir sagen den Kaddisch, das Totengebet, und zünden eine Kerze an. Ich habe jahrelang zum Todestag meines Vaters ein Bild zu seiner Erinnerung gezeichnet. Ich kannte genau den Tag und die Stunde, zu der er hingerichtet wurde. Die Zeichnung, die ihr meint, zeigt genau den Tag und die Stunde. Man sieht genau das Krematorium, das ich auswendig kannte, und in der Flamme ist das Gesicht meines Vaters. Und das hängt in Yad Vashem in der Abteilung, in der die Krematorien behandelt werden.

Woher kanntest du die Krematorien so genau?

In diesem Männerlager waren drei separierte Blöcke: In einem war das Strafkommando mit dem Galgen und so weiter, und die anderen zwei Blöcke waren für die Häftlinge für das Krematorium. Da durfte niemand herein oder Kontakt haben, aber wir Kinder hatten ihn inoffiziell. Wenn man erwischt wurde, dann hieß die Strafe ganz einfach „Sonderkommando“. Das war die Todesstrafe. Ich war ein sehr neugieriges Kind und ließ mir alles erzählen. Und manchmal brachte man mir Sachen vom Krematorium. Die kannten mich dort sehr gut. Nur einmal zur Illustration: Dort war ein Ofen, der nur zum Verbrennen von Dokumenten war. Es gab dort viele Öfen, aber dieser eine war nur für Dokumente, denn die Leute brachten ja auch ihre Dokumente mit. Und als ein Mann, mit dem ich Kontakt hatte, dort schaufelte, hat er auf der Schaufel eine Fotografie gesehen und mich erkannt und brachte mir diese Fotografie ins Lager. Und da wusste ich, dass sie von dem Onkel stammte, der noch in Theresienstadt geblieben war. Also wusste ich genau, dass er in dieser Nacht an dieser Stelle umgebracht worden war. Man sagte mir genau, wie es vor sich ging und wann es war und so weiter.

Die Leute, die Verbindungen hatten, bekamen einen Befehl von Berlin, und da musste man die Öfen aufwärmen. Sie sagten, es komme ein Transport von z.B. zehntausend Menschen aus Berlin oder aus Theresienstadt.

Wie oft fanden solche Verbrennungen am Tag statt?

Oh, die waren nicht nur am Tag, die waren Tag und Nacht! Z.B. waren die größten Vernichtungen von März/April '44 bis Ende 1944. 400.000 Menschen aus Ungarn wurden in ganz kurzer Zeit in schrecklichem Tempo vernichtet. Da war ein Transport nach dem anderen. Durch unsere Arbeit mit dem Rollwagen konnten wir es vom ersten bis zum letzten Transport sehen. Ich sage wir - nicht alle wollten zuschauen und wissen und sehen, und nicht alle konnten es. Wir waren freundlich damals und neugierig und wollten wissen, wie alles vor sich geht. Ich war auch in den Gaskammern, dort habe ich mir alles angeschaut. Durch irgendeinen inneren Trieb wollte ich wissen, wo diese Halle ist, was dieses Zimmer ist, wo die Selektionen von Dr. Mengele stattfanden, wie man den Lift benutzt und wie man die alten Menschen, die nicht mehr gehen konnten, transportiert.

Dort gab es so eine Rutschbahn gerade in die Gaskammern hinein. Und ich wollte sehen, wo diese Knöpfe sind, was die Nummern in der Entkleidungskammer bedeuteten - also alle diese Sachen. Normalerweise, wenn die Leute nichts wussten, sagte man ihnen: „Ihr geht jetzt in so eine Dusche. Da sind solche Haken - Holzknöpfe waren es. Bindet euch schön die Schuhe zusammen, merkt euch die Nummern, legt eure Kleider schön zusammen, damit alles in Ordnung ist!“ - und so weiter. „Beeilt euch - die ersten Menschen sind durstig und hungrig - die Suppe wartet auf euch ...“

Diese Neugier hat dir später sicher sehr viel genützt?

Sie haben mir alles erzählt. Ich wollte von ihnen alles wissen. Am Anfang sagte man: „Wozu brauchst du das wissen, du kommst doch hier sowieso nicht heraus. Niemand kommt von hier heraus.“ Aber ich sagte: „Bitte, erzählt mir, ich werde dann über euch erzählen.“ Und das passierte tatsächlich.

Wie kam ich zu den Prozessen? Anfang der 60er Jahre wollte Yad Vashem, dass jeder 2-3 Seiten von seinen Erlebnissen schreibt, und ich sollte auch schreiben. Und ich sagte, ich schreibe ungern, aber wenn ihr mich auf Tonband aufnehmt, dann bitte. Und daraus wurden über neunzig Seiten und das ganze wurde da im Archiv aufbewahrt und als man Eichmann fand, ging man in diese Archive und suchte nach Menschen, die über diese und jene Punkte zeugen konnten. Und so wurde ich eingeladen als Zeuge. Dann fragte ich Professor Hugo Bergmann, ob ich zeugen sollte oder nicht. Und ich beriet mich mit ihm und erzählte ihm, dass ich den Leuten gesagt hatte: „Wenn ich rauskomme, werde ich über euch erzählen.“ Und er sagte: „Du hast es ihnen ja irgendwie versprochen, also tue es!“

Wie war es für dich, als Zeuge in den Prozessen aufzutreten?

Es war ganz verschieden. Manchmal nahmen die Advokaten der Täter die Zeugen richtig ins Kreuzverhör. Aber ich war so sachlich - in jener Zeit hatte ich ein sehr gutes Gedächtnis, ein optisches Gedächtnis - und so stellte man mir gar keine einzige Frage, denn ich hatte alles im Kopf, die Nummern und so was.

Sind dir noch Aussagen von den Tätern im Kopf geblieben?

Oh ja. Da war etwas Lächerliches: Da war ein Angeklagter, Kleer hieß er, der verurteilt wurde, weil er 300 Menschen „abgespritzt“ hatte, wie man damals sagte, also Phenol ins Herz. Es waren Zeugen, die sagten dieses oder jenes. Und zuletzt sagte er so etwa:

„Nein, es waren nicht 300, es waren nur 150.“ Also, er hat es nicht geleugnet, aber er sagte, die Nummer sei anders. Das nur als Beispiel.

Wie ging dein Leben nach dem Krieg weiter? Wie kann man nach so schrecklichen Erlebnissen leben?

Wie kann man das alles bewältigen, die Vergangenheit, was kann man damit tun? Als Kind dachte ich, ich muss erzählen. Und ich muss sagen, was passierte, denn wenn ich das erzähle, werden alle Menschen besser. Schon sehr naiv. Ich dachte: „Was habe ich gesehen? Diese fürchterlichen Sachen. Wenn ich das erzähle, werden die Menschen besser.“ Aber die Reaktion war natürlich anders. Erstens konnten die Menschen nicht ertragen, was ich berichtete. Ich wusste nicht, dass man nicht alles erzählen kann, dass ein normaler Mensch das gar nicht erfassen kann. Man kann nur sehr vorsichtig und bei jedem individuell davon sprechen. Und es ist nur sinnvoll, wenn man seine Erlebnisse nicht als grausame Geschichten erzählt, sondern so, dass es eine Lehre gibt. Jeder hatte seine Ideen, was aus jener Vergangenheit zu lernen ist. Jeder reagierte anders nach dem Krieg, jeder wollte es auf seine Weise überwinden. Für mich war ein Ziel, es zu erzählen. Bis zum Auschwitz- und Eichmannprozess wollte keiner zuhören - oder die Leute konnten es einfach nicht.

Der andere Weg war, von andern zu hören, von den andern Kindern, die überlebten. Was wollten sie mit ihrem Leben? Sie wollten natürlich weiterleben. Die, die tüchtig waren, wollten ein Business haben. Andere wollten studieren, da waren wirklich Hochbegabte, die dann große Geschäftsmänner wurden oder in der Wissenschaft in England und überall ganz hohe Positionen hatten. Mich interessierte einfach, was aus diesen Menschen wurde. Manche wurden religiös, manche haben den Glauben vollständig beiseite gelegt. Ich sah, wie jeder seinen Weg ging. Das war für mich interessant.

Es gab da interessante Fälle. Einer von unseren Jungs - es war ihm wohl nicht bewusst, ich erzähle es nur zur Illustration - dessen Aufgabe war es, zusammen mit einem SS-Mann mit einem Kübel herumzugehen. Und wenn neue Leute kamen, mussten sie ihren Schmuck in diesen Kübel werfen. Er sagte als Kind: „Wenn ich heraus komme, werde ich mehr Silber und Gold haben als die SS.“ Und er wurde später zu einem der größten Juweliere. Er hatte Geschirr von Marie Antoinette und so etwas, aber in ganz großem Maßstab. Das heißt, er hat seinen Wunsch irgendwie unbewusst erfüllt und hat diesen Beruf gewählt.

„Und dann“, sagte ich, „muss man irgendwie Zeugnis geben“. Da greife ich einmal auf ein anderes Erlebnis zurück: Sofort nach dem Krieg ging ich nach Mährisch-Ostrau und sah da, wie Deutsche, ältere Menschen mit Binden, Schnee schaufelten. Und ich dachte: „Ha, jetzt kann ich mich rächen, niemand wird etwas sagen, wenn ich einen Stein auf den Mann werfe.“ Aber dann kamen andere Gedanken: „Was passiert, wenn ich das tue? Die Asche meines Vaters, die in der Visla verstreut ist, wird dadurch nicht zum Leben kommen. Dieser Mann ist vielleicht sogar unschuldig. Dieser Hass wird weitergehen, denn wenn man jemanden schlägt, schlägt er weiter. Man muss diesen Teufelskreis durchbrechen und stoppen. Wenn ich hasse, dann hat Hitler eigentlich gewonnen. Dann bin ich infiziert so wie er, wobei wir alle infiziert waren.“

Selbst im KZ haben wir ja die Lehre der SS mitbekommen: Untermenschen und Übermenschen - das steckte tief in uns. Wenn ich einen alten Mann sah, dachte ich: „Der hat ja gar kein Recht mehr zu leben, der ist ja schon reif fürs Krematorium“. Man sah nicht einen Menschen, sondern einen Rohstoff. Ich erinnere mich noch: Nach dem Krieg sah ich

das erste Mal ein Begräbnis mit schönen Wagen und Musik und all den Menschen. Ich begann zu lachen und dachte: „Das ist ja verrückt! Ein Mensch ist gestorben und man macht so ein Trallala!“ Noch ein paar Wochen vorher hatte ich Massengräber mit hunderten, tausenden, zehntausenden von Menschen gesehen. Und da nun ein einziger Mensch ...

Ich erzähle das nur, um zu zeigen, wie schwer dieser Übergang ins Menschliche war. Genauso wie dieser Augenblick im Theater: „Da sind so und so viel Leute. Wie lange braucht man, um sie zu vergasen, wie viele Goldzähne bleiben?“ Ich sah das alles vor mir: Säcke mit Haaren usw. Was bleibt von den Menschen? Sie waren irgendwie nur Nummern, Massen, aber nichts Menschliches. Wir waren auch entmenschlicht, wobei man auch in Auschwitz das Menschliche behalten konnte, trotz allem.

Da gab es immer wieder solche Situationen, z.B. hatten wir als Kinder keinen Betreuer, wir waren wie wilde Tiere. Und da kamen andere Kinder aus Litzmannstadt, Lodž, dem Ghetto, in einem fürchterlichen Zustand. Spontan haben wir, ohne etwas dafür zu bekommen, Suppe gesammelt und in einer Suppenschüssel durch die elektrischen Drähte gegeben. Wenn ich das so erzähle, hat das nichts zu sagen. Aber in Auschwitz eine Schüssel Suppe - das war ein Königreich - und es war lebensgefährlich! Die Zäune waren elektrisch geladen, die durfte man nicht ein bisschen berühren. Aber wir haben das spontan gemacht. Wir kannten die Kinder gar nicht, wir sahen einfach nur hungrige Kinder. Das heißt, es gibt auch in solchen Situationen noch Menschlichkeit. Und von woher kommt das?

Ich kann mich gut erinnern: Am Anfang, als Leute starben, am Boden lagen und röchelten, da ging ich zu einem von diesen Männern und fragte ihn: „Wie heißt du? Und vielleicht kann ich etwas für dich tun?“ Ich wusste ganz genau, ich würde auch früher oder später vernichtet werden. Und er sagte: „Ich habe zwei Söhne in Israel, grüsse sie!“ Das heißt, irgendwie war das Menschliche auch in einem Kind da. Ich wollte ihnen irgendwie helfen. Ich wusste nicht einmal, was zu helfen war. Aber ich wollte den Menschen ein paar Worte sagen. Aber nicht nur ich, jeder, auch die SS-Männer, hatten diese Augenblicke. Also, Auschwitz war nicht frei von Gott!

Langsam kristallisiert sich dieser Gedanke heraus: Was ist das Böse oder woher kommt dieser Funke Gottes? Im Jüdischen gibt es einen herrlichen Spruch: „Ejn makom panui me Elohim“ - es gibt keinen Platz frei von Gott. Auch in der letzten Materie ist der Funke Gottes. Also auch in den Bösewichten, in dem SS-Mann, in jedem ist der Funke. Unsere mystische Aufgabe ist es, diesen Funken zurückzubringen, nach oben zu bringen. Das ist eins von den Dingen, die dem Leben vielleicht Sinn geben können. Auch in diesen schweren Augenblicken, wo man keine Zeit hat, kann man jemanden so ansprechen, dass er etwas davon spürt: Er meint mich! Und dieses „Ich bin ein Geschöpf in seinen Augen, einmalig“ - das ist diese große Möglichkeit!

Nach dem Krieg konnte ich weinen, wenn jemand mir ein gutes Wort sagte. Ich konnte auch weinen, wenn man mir etwas Böses sagte. Diese Empfindlichkeit, was ein Wort allein tun kann! Es hat eine enorme Kraft! Und dieses Gefühl „Der andere meint mich als Mensch“, das ist etwas, was wir versuchen sollten zu vermitteln. Und das ist eine Möglichkeit, dem Leben einen Sinn zu geben. Denn jeder, der heute Radio hört oder Zeitung liest, kann sehr leicht verzweifeln. Das ist nur eine Auflistung von schrecklichen Sachen. Aber ich denke, jeder kann nach seinem Vermögen Gutes geben. Und dieses Geben ist auch ein Segen für den, der gibt. Denn wir sind alle im Leben miteinander verbunden. Wir nehmen und wir sollen auch nehmen, solange wir jung sind. Wir sollen

lernen, aber dann kommt auch eine Zeit weiterzugeben. Denn wenn wir es nicht tun, dann verstopfen wir regelrecht. Das Weitergeben ist ein Segen, weil man spürt, dass man etwas erreichen kann. Schon dass man dazu überhaupt imstande ist, ist ein Segen, eine Gabe. Dass wir im besten Sinne auch Menschen sein können, ist nebenbei auch gut für uns, aber es gibt dem Leben einen Sinn. Ich gebe nicht nur etwas, weil ich etwas habe, sondern es gibt meinem Leben eine Stütze. Das ist viel sinnvoller und positiver, als verbittert zu werden. Das Verbittert werden führt zu nichts. Es macht das Leben nur kaputt.

Was könnte deiner Meinung nach der Grund sein, dass sich manche Leute wegen ihrer schlechten Erlebnisse im Leben verschließen und verbittern?

Ich denke, viel hat mit dem Mitmenschen zu tun. Das heißt, wir geben nicht genug Zeit für den anderen, besonders für die, welche es nötig haben. Wir sind ja sehr egoistisch, ich auch. Ich muss mich immer entscheiden was ich tun soll, was das Wichtigste ist. Jeder Mensch hat so viel zu tun. Natürlich hat jeder Mensch seine Prioritäten. Aber solange wir uns von Zeit zu Zeit fragen, wirklich fragen, was unsere Bestimmung ist, oder was am Nötigsten ist, sind wir auf dem richtigen Weg. Ich glaube, jeder Mensch hat so einen Kompass. Wir benützen ihn nicht, aber wenn wir genau fragen, dann wissen wir genau, was das Wichtigste ist. Es ist sehr schwer zu entscheiden: Das ist jetzt am Wichtigsten, dieser Mensch hat mich am nötigsten, dieses Wort ist jetzt wichtig.

Ich hatte einen konkreten Fall. Eine Schülerin kam einmal zu mir. Ich versuchte in meinem Unterricht nicht nur zu lehren, denn das kann man ja überall nachlesen, sondern irgendwie auch als Mensch da zu sein. Die Schüler kamen zu mir auch mit anderen Fragen. Und da kam eine Schülerin zu mir, sehr jung, und sie sagte: „Jehuda, ich habe einen Befund und die Ärzte geben mir noch drei Wochen zum Leben.“ Selbstverständlich versuchten wir schnell noch eine Ausstellung zu organisieren. Und sie fragte mich: „Hat das Leben noch einen Sinn?“ Was konnte ich sagen? Ich sagte: „Ja, wenn du noch einen anderen Menschen zum Lächeln bringen kannst, das heißt für ihn dazusein, dann hat das Leben einen Sinn.“ Auch in dieser Situation ist eine Möglichkeit da. Gott sei Dank haben die Ärzte sich geirrt, sie lebt bis heute.

Das heißt, man kann auch in dieser Situation noch etwas tun. Ich weiß, es gibt fürchterliche Situationen, unter denen Menschen leiden. Und ist man der, der helfen soll, derjenige, der helfen kann? Immer sind Fragen da. Aber solange man fragt, verhärtet man nicht. Man versucht dann wenigstens, offen zu sein. Das ist sehr schwer. Und die große Gefahr ist immer zu sagen, man wüsste es. Man weiß es eben nicht. Niemand hat den lieben Gott in der Tasche und nimmt ihn heraus und weiß, ha, das soll ich tun. Das ist immer, jedenfalls für mich, ein täglicher Kampf und ich denke, auch die Situationen, in denen wir in Gottes Finsternis leben. Vielleicht lebten nur die Propheten immer in der Gegenwart Gottes. Aber wir Menschen leben ja meistens in der Finsternis, und da haben wir nur eine Vorahnung von irgendetwas, aber immerhin versuchen wir es. Darum geht es. Es ist leicht, in den guten Zeiten an Gott zu glauben. Und plötzlich passiert ein Malheur und was dann? Eine uns sehr nahe stehende Person stirbt und dann? Wo ist Gott dann? Wie konnte er mir das antun? Dann kommen die Fragen, auch die Fragen vom Glauben. Was ist dieser Glaube?

Von Buber lernte ich etwas Herrliches. Was bedeutet es zu sagen: „Ich glaube an den Tisch, ich glaube an Gott“? Verändert mich das? Ich glaube an Gott, so what? Nur wenn der nächste Schritt schon anders ist, dann ist es eine Begegnung. Es ist nicht ein „Ich glaube“. Wenn ich sage, dass ich an den Tisch glaube, bedeutet dies keine Verpflichtung.

Das verändert mich nicht. Es geht darum, keine Vorurteile zu haben oder zu sagen: „Ich bin besser, ich weiß.“ Wir wissen nicht. Ich dachte auch viele Jahre: „Was kann mir passieren? Ich war in Auschwitz. Das ist ja alles nichts.“

Ich konnte nicht weinen, jahrelang. Nur als ein sehr guter Lehrer von mir starb, den ich liebte, da weinte ich. Ich ging zu seinem Begräbnis, das war schon 1948, also ein paar Jahre nach dem Krieg. Als ich weinte, sagte ich zu mir: „Jehuda, Gott sei Dank! Du bist wieder ein Mensch, du hast geweint!“ In mir war alles sehr verhärtet. Es war nicht leicht, nein, es war ungeheuer schwer, ein Mensch zu werden. Man kann nie sagen, dass man die Prüfung bestanden hat. In meinem Glauben ist jeder Tag eine neue Prüfung. Meistens hat man die Hoffnung, beim nächsten Mal vielleicht nicht so schrecklich zu versagen.

Was denkst du über dein Leben als Künstler?

Künstler kommt von „emunah“, das habe ich von Buber gelernt. Ein „Oman“ ist ein Künstler. In anderen Sprachen kommt das von „Können“. Im Hebräischen kommt das von Bejahen, Ja-Sagen. Das heißt, glauben und festhalten und etwas tun in diesem Geist. Das ist viel mehr. Man wird irgendwie berufen. Jeder Mensch hat einen Beruf. Aber wenn man es sehr tief nimmt, ist es eine Berufung. Das ist auch „lehamin“, d.h. trotz allem glauben.

Glauben ist nicht etwas, was man in der Tasche hat. Man kämpft für diesen Glauben tagtäglich. Man versucht, etwas in diese Richtung zu tun. Das ist sehr schwer. Ich denke, ich kann nicht sagen, ich bin ein Gläubiger. Ich kämpfe, um hoffentlich von Zeit zu Zeit eine Vorahnung davon zu haben. So wie mit der Kunst. Bei der Kunst weiß ich, dass - wenn ich mich vollständig hingeebe - ich die Hoffnung habe, dass ich auch etwas zurückbekomme. Und wenn ich es bekomme und etwas Gutes auf dem Papier passiert, dann ist das nicht meins, ich bin nur die Hand. So ist es auch im ganzen Leben. Wir bereiten uns darauf vor, dass, wenn etwas kommt, wir es haben und weitergeben können. Das ist für mich der Sinn in der Kunst und auch im Leben.

Das heißt, es ist für dich eine tägliche Herausforderung geblieben?

Ja. Das Leben, wenn man es ernst nimmt, ist ein religiöser Kampf um eine Gegenwart, auf allen Gebieten. Für mich bedeutet es, dem Leben einen Sinn zu geben. Und das ist sehr schwer, denn der Sinn ist eigentlich etwas von dieser Gegenwart Gottes. Etwas davon zu spüren und es zu verwirklichen im alltäglichen Leben von dem, was man bekommen hat. Und das hat man nicht.

Um auf die Liebe zu kommen. Gott ist Liebe. Jedenfalls sehe ich es so. Gott ist Liebe in höchsten Gedanken. Wir haben nur Anteil daran. Wenn wir offen sind und in diese Richtung leben, bekommen wir etwas davon, aber wir sind es nicht. Im tagtäglichen Leben sind wir Asche und Staub. Das ist klar. Aber wir haben vielleicht von Zeit zu Zeit diese Gnade, ein Vorgefühl von etwas anderem zu bekommen. Das ist schon die große Gnade. Aber ich unterscheide ganz klar, dass die höchsten Augenblicke im Leben nicht wir sind, sondern ein Geschenk, das ist eine Be-Gabung. Es ist uns etwas gegeben. Und insofern wir etwas mit dieser Begabung tun, eben dass wir das tun können, das ist schon eine Gnade.

Jehuda, du kennst die Frage: „Nach Auschwitz - kann man da noch an Gott glauben?“ Du bist einer, der in diesen Lagern gequält wurde und viel gesehen hat. Jetzt sprichst du von „Dennoch-Glauben“. Was meinst du damit?

Ich kann es so sagen: Ich habe mich eigentlich mein ganzes Leben nach dem Krieg mit den Gedanken an das Böse - wie ist das möglich, von wo kommt das Böse? - herumgequält, soweit das Gehirn eines Sechzehnjährigen dazu eben imstande ist. Ich hatte Erlebnisse, aber ich konnte sie noch nicht formulieren. Aber ich erlebte, dass es solche und solche Menschen gibt. Und ich erkannte, dass auch in den größten Bösewichten, die ich kannte, auch noch der Funke Gottes war. Sie hatten auch Augenblicke, wo sie menschlich waren. Das habe ich auch erlebt.

Nebenbei, ich war auch Zeuge im Auschwitzprozess und musste im Eichmannprozess Zeugnis geben. Aber ich sagte, dass dieser Mensch auch das Positive, das Gute getan hat. Es gibt keinen absolut bösen Menschen oder das Böse. Es ist alles in uns. Es kommt nur darauf an, wie wir mit diesen Kräften umgehen. Da ist eine Kraft, eine Macht. Aber was machen wir mit dieser Macht, mit dem Können? Ein Mensch kann begabt sein im Kopf, in der Musik, in Politik oder mit Ideen. Man kann diese Begabung für etwas Positives oder etwas Negatives benutzen. Das liegt an uns. Das ist die freie Wahl. Wenn du schöne lange Finger hast, kannst du eine wunderbare Pianistin werden oder ein wunderbarer Chirurg, aber auch ein sehr begabter Dieb. Was machst du mit deinen Fingern? Es liegt an uns, wie wir diese Kräfte nutzen. Da ist die Versuchung, dass wir diese Dinge für etwas Negatives benutzen, aber letzten Endes können wir - und da haben wir die Freiheit - uns für das Gute entscheiden. Und da kommen wir noch einmal zu der Frage: Was ist mit dem Bösen, was ist mit Auschwitz?

Ich habe mich sehr mit dem Gedanken, ob das alles Sinn hatte, auseinandergesetzt. Nach den Eichmannprozessen wurde ich von einem Reporter gefragt, ob dieses Leiden Sinn hatte. Ich sagte, es kann Sinn haben, wenn es einen Menschen so tief erschüttert, bis zu den Wurzeln seines Seins, und er dann erkennt, dass der Nächste so ist wie er selbst. Dann versteht man auch den Sinn von „liebe deinen Nächsten wie dich selber“. Aber wie kann man den Nächsten lieben? Das ist nur der halbe Satz. Es geht weiter mit „denn ich bin Gott“. Dadurch, dass Gott dich und mich schuf, haben wir etwas gemeinsam, trotz allen Unterschieden. Also, wenn man wirklich etwas sehr tief erfährt, wenn man sehr erschüttert ist, kann man dadurch zu den Wurzeln seines Seins kommen, aber Leid ist nicht unbedingt notwendig, um dorthin zu gelangen. Es kann also auch positiv wirken, dass man dadurch plötzlich eine andere geistige Welt entdeckt. Der andere ist so wie du selbst. Diese Erkenntnis ist schon auch eine Gnade. Das Problem des Guten und Bösen geht sehr tief, wenn man genau darüber nachdenkt, wie es die Bibel sieht.

Ich habe mal einen Kurs über Psalmen bei Buber gemacht, in dem er über das Gute und Böse berichtete. Er nahm einige Psalmen und deutete sie, wie man heute sagt. Und der Psalm, der einen sehr tiefen Eindruck auf mich machte, war der 73ste. Hier geht es um das gleiche Problem wie bei Hiob. Warum wird der Gute, der „Zaddik“, bestraft und leidet und stirbt mit Qualen, während es dem Bösen gut geht, und er ist fett und dick und hat keine Sorgen usw.? Und der Mann stellt sich in dem 73sten Psalm auch diese Frage „bis ich zu den Geheimnissen Gottes kam“. Und da sieht er in einer Vision, dass es eigentlich nicht Gut und Böse als Dualität gibt, d.h. hier ist gut und da ist böse, sondern das Gute ist Gottes Nähe, das Gehen in seinen Wegen, und das Böse hat letzten Endes keine Existenz. Wenn einer an dem Bösen festhält, sieht er, dass der ganze Weg, den er ging, im Nichts endet. Es hat keine Existenz, es hat kein Leben. In seiner Ekstase erlebt der Psalmist, dass es nicht diese Spaltung gibt zwischen Gut und Böse, sondern Nähe Gottes. Die Nähe Gottes ist mir gut. Und das andere ist ein Absinken, führt ins Nichts.

Dann ist das Problem, wenn er von dieser Ekstase erwacht. Was soll er tun? Von neuem beginnt das graue tagtägliche Leben. In der größten Ekstase sagt er: „Wen habe ich im

Himmel und mit dir, Gott, will ich nicht die Erde.“ Das heißt, die vollständige Entsagung von allem Himmlischen und allem Irdischen. Und er sagt: „Gottes Nähe ist das Gute, ist mir alles.“ Das sagt er in der Ekstase. Und dann, was ist ihm übrig geblieben? „Lesaper kol malachotecha“ - alles Erzählen, was mir passierte. Seine Aufgabe ist es dann, dass sein Leben zum lebendigen Beispiel wird. Das sagt dieser Psalmist. Das ist genauso wie bei Hiob, der sich auch gegen Gott wendet und fragt: „Was hast du mir angetan?“ Und Gott gibt ihm keine Antwort. Gottes Antwort ist, dass er sich ihm offenbart. In dem Augenblick, als er sich ihm offenbart, verstummt Hiob. Die Gegenwart Gottes ist die Antwort. Dann ist diese Dualität vorbei.

Aber das ist im theologischen, philosophischen Bereich. Schwer ist es im tagtäglichen Leben. Da muss man immer kämpfen gegen den so genannten Bösen. Ja, es gibt Böses. Aber wie können wir etwas Positives tun? Ich denke, jeder kann etwas auf seine Weise und in seiner Situation tun dadurch, dass er sich auf den Moment besinnt. Dann kann etwas passieren, dann kann das Wunder passieren. Das Wunder ist nichts Außergewöhnliches, sondern das Alltägliche. Der Moment wird so intensiv erlebt, dass er zum Wunder wird. Der Apfel bleibt ein Apfel, aber plötzlich fühlt man die ganze Welt in dem Apfel oder in dem Moment oder in dieser großen Liebe, was es auch sein möge.

Vielleicht haben es Künstler diesbezüglich etwas leichter, weil sie das Wunder sehen. Der Musiker sieht das Wunder in der himmlischen Melodie, wie Beethoven sagt: „Die Sprache im Himmel ist Musik.“ Natürlich sieht jeder es von seiner Perspektive, aber die Möglichkeit, das Wunder zu sehen, ist immer da. Im alltäglichen Leben ist es nicht leicht, solange wir mit unserem behinderten Gehirn arbeiten. Man kann metaphysische Fragen nicht mit Ja und Nein beantworten. Wenn jemand fragt „Ist Gott oder ist er nicht?“, ist das Unsinn. Diese Frage gehört zu einem anderen Bereich. Sie geht weit über das einfache Ja oder Nein hinaus.

Wie siehst du den Glauben von Christen?

Bei euch ist die „Imitatio Christi“ das Höchste, im Geiste Christi zu leben. Bei den Juden ist es dasselbe, es heißt nur „Imitatio Dei“. Für mich hat jeder seinen Weg zu Gott, solange man wirklich mit vollem Herzen an seinem Glauben festhält und versucht, diesen im Leben zu verwirklichen. Es gab mal einen großen Wissenschaftler, David Flusser, der schrieb sehr viel über Jesus und sagte: „Die Christen sollten mehr an den lebendigen Christus denken als an den toten.“ Sie sollten Christus leben. Das ist die Lehre, leben wie er lebte, so wie er das Göttliche in seinem Leben verwirklichte. Um das geht es.

Ich denke, dass jeder, der tief genug nachdenkt, in den anderen trotz der Unterschiede seine Mitmenschen sehen kann. Das ist das Große, dass jeder Mensch verschieden ist vom anderen, und trotzdem sind wir fähig den andern Menschen mit allen Unterschieden als denjenigen zu bestätigen, der er ist. Er ist ein Mensch so wie ich. Er ist ein Geschöpf so wie ich. Das heißt, ich kann mit allen, denen ich begegne, diese Beziehung verwirklichen. Denn dann ist man eine Familie im besten Sinne, aber es gibt auch in Familien Streit ...

Welche Menschen haben dich in deinem späteren Leben besonders geprägt?

Am 5. Mai 1945 war die Befreiung. Wir kamen in Prag an und wendeten uns zunächst an die jüdische Gemeinde, um dort um Hilfe zu bitten. Die Wenigen, die wir dort antrafen, waren Überlebende aus Theresienstadt. Dort sagte man uns, dass es in Prag einen Mann gab, der daran gedacht hatte, dass einige Kinder aus dem Krieg zurückkommen würden,

und Vorsorge getroffen hatte. Er hatte dabei an die Kinder aus Lidice, die zur Arisierung nach Deutschland geschickt worden waren, gedacht, aber auch an jüdische und deutsche Kinder.

Přemysl Pitter und seine Freunde hatten alles organisiert, um Kinder aufzunehmen. Pitter hatte zur Kriegszeit ein Heim in Prag. Er war Seelsorger und gehörte zu den tschechischen Brüdern, dem Besten vom Geiste der tschechischen Christen. Pitter war sehr bekannt als Prediger und Menschenfreund. Er zeichnete sich dadurch aus, dass er allen Menschen ohne Unterschied zu helfen versuchte. Während der Hitlerzeit unterstützte er jüdische Familien mit Babies. Es gab zu dieser Zeit eine Milchrationierung, und jüdische Familien bekamen noch weniger als tschechische. Mit Freunden zusammen sammelte Pitter Milch für diese jüdischen Familien. Eines Tages wurde er deshalb von der Gestapo vorgeladen, und als man ihn fragte, ob er das getan hatte, sagte er: „Selbstverständlich habe ich das getan. Das ist meine menschliche Pflicht.“ Er machte mit seinem mutigen Auftreten solch einen Eindruck, dass man ihn gehen ließ, aber er hätte dabei auch sein Leben lassen können.

Ende des Krieges wurde er vom Sozialministerium beauftragt, sich für die Kinder einzusetzen. Man wandelte Schlösser in der Umgebung von Prag in Kinderheime um. Pitter gründete zwei oder drei Heime für verwahrloste Kinder.

Nach dem Krieg wurden Sudetendeutsche in verschiedene Lager bei Prag gebracht und lebten dort z.T. unter sehr schlechten Bedingungen. Pitter konnte in diese Lager hinein und sehr bedürftige Kinder - auch solche, die in der Hitlerjugend waren - herausnehmen. Er nahm auch Kinder aus Lidice auf. Sie alle wurden zusammen mit den jüdischen Kindern, die in KZs waren und z.T. auch von Dr. Mengele für Versuche missbraucht worden waren, aufgenommen. Und das direkt nach dem Krieg, in einer Atmosphäre des Hasses!

Ich kenne neben Pitter nur noch einen Mann, der sich durch eine vergleichbare Humanität auszeichnete - der letzte Oberrabbiner Deutschlands, Leo Baeck. Er überlebte den Krieg in Theresienstadt und sammelte nach dem Krieg Wäsche und Lebensmittel für alle Kinder ohne Unterschied.

Ich kann wirklich sagen, dass uns Pitter und seine Mitarbeiter durch ihre Liebe ein neues Leben geschenkt haben, jedenfalls mir. Man muss sich das vorstellen, da leben genau nach dem Krieg Kinder aus den KZs und aus der Hitlerjugend zusammen. Wie ist das möglich? Und es gab keine Schlägereien zwischen den ehemaligen KZ-Häftlingen und den Kindern, die in der Hitlerjugend waren. Diese Atmosphäre der Liebe half uns, das Schreckliche zu überwinden. Sogar heute besteht noch Kontakt zwischen denen, die damals als Kinder im KZ waren, und denen, die in der Hitlerjugend waren.

Eine sehr treue Mitarbeiterin von Pitter war Olga Fierz. Sie starb 90-jährig, Pitter starb mit 85 Jahren. Beide haben heute Bäume in Yad Vashem, in der Allee der Gerechten. Nach Pitter wurde sogar ein Stern benannt, und Pieter kannte übrigens auch Peter Ginz.

Ein guter Freund von Pitter war Professor Kestenberg, ein Schüler von Busoni. Er war ein sehr guter Pianist und beschäftigte sich mit Musikerziehung. Auch bei ihm stand der soziale Gedanke ganz oben, und darin war er ein Gesinnungsbruder von Pitter. Er setzte sich dafür ein, dass auch Arme und Taubstumme Musikerziehung erhalten. Vor dem Krieg war Professor Kestenberg Ministerialrat in der Weimarer Republik gewesen. Übrigens war

dieser Kestenberg auch ein Freund von Kokoschka und Barlach, und vor einigen Jahren wurde auch ein Konservatorium nach ihm benannt.

Pitter wurde später von den Kindern, die er betreut hatte, nach Israel eingeladen. Und dort brachte ich ihn in Kontakt mit David Flusser, Buber und Bergmann. Durch seinen besonderen Einfluss auf mein Leben, durch seine tiefe Liebe und Güte wurde er zum lebendigen Vorbild für mich.

Als ich nach Israel kam, bekam ich Empfehlungsschreiben, durch die ich zu verschiedenen Menschen kam, die mir dann weitergeholfen haben. Ich wollte zwei oder drei Menschen erwähnen, die mir da besonders wichtig waren. Der eine war Shmuel Hugo Bergmann, der Dekan der Universität, und der andere war Buber. Es gab noch viele andere. Aber die zwei haben einen unvergesslichen Eindruck auf mich gemacht. Sie waren Vorläufer meiner Generation und auch Menschen, die ihren Glauben, ihre Humanität im alltäglichen Leben verkörperten. Das heißt, sie waren nicht nur für mich Vorbilder. Jeder junge Mensch ist ja ganz begeistert, wenn er jemanden trifft, der so genial und gescheit ist. Das machte einen ungeheuren Eindruck auf mich, zumal ich etwas von Buber gelesen hatte. Und dann trifft man so einen echten Professor! Buber hatte sogar eine Doktorarbeit über Kunstgeschichte, über Matthias Grünewald, die Auferstehung, geschrieben. Und jetzt trifft man diese Menschen und lernt von ihnen ungeheuer viel, besonders aus den alltäglichen Begegnungen.

Hugo Bergmann stammte aus Prag und ging in dieselbe Klasse wie Kafka. Er war ein Philosoph und genial begabt. Und dieser Mann schrieb als Neunzehnjähriger ein Büchlein „Der heilige Weg“. Aber besonders als Mensch war er für mich unvergesslich, denn er war ein großer Erzieher. Es war nicht nur sein enormes Können und Wissen wie bei Buber und Scholem, was beeindruckte. Die Güte und Menschlichkeit von Bergmann haben einen irgendwie in Bann genommen. Er war ein lebendiges Beispiel dafür, dass ein Mensch wirklich Mensch sein kann. Menschsein ist für mich schon eine ganz hohe Stufe. Und dieser Hugo Bergmann lebte es. Er hatte zu allen dieselbe Beziehung. Ich sah ihn in seinem täglichen Leben, mit Studenten und zu Hause. Ich war so etwas wie einer seiner Adoptivöhne. Ich war nicht ein Student der Philosophie, aber ich gehörte auch in diesen Kreis. Je älter er wurde, desto bescheidener wurde er. „Immer für den anderen Menschen“ war sein Motto. Vielleicht gebe ich euch zwei, drei Beispiele für diese große Bescheidenheit und Menschlichkeit:

In seiner Klasse, in welche er mich zu Vorträgen über Philosophie einlud, saßen ganz verschiedene Studenten und Studentinnen. Eine davon war die berühmte Geula Cohen, eine große Untergrundkämpferin, die später auch in der Knesset saß. Es gab einen Briefwechsel zwischen Geula und Bergmann. Die beiden liebten sich, das heißt sie hatten voreinander Respekt und Bewunderung, waren aber ganz verschieden. Sie haben sich auf schöne Weise kritisiert. Und da zeigt sich, dass auch solche Menschen sich begegnen konnten.

Alle Menschen, denen er begegnete, betrachtete er als Menschen im besten Sinn. Als wir spazieren gingen und alle möglichen Leute mit verschiedenen Bitten an ihn herantraten, wurde mir deutlich, dass er jeden Menschen gleich behandelte. Er ging auf jeden persönlich ein, ob es nun die Hausfrau war oder sonst jemand. Ich habe ja erwähnt, dass er dieses Buch „Der Heilige Weg“ geschrieben hatte. Er war ein heißer Zionist, schon in Prag, aber sein ganzes Leben lang verwirklichte er diesen Weg, allem zum Trotz, was in Israel passierte.

Und nun, wie ich zu ihm kam: Anfang 1947 war ein Kongress von Gandhi in Indien. Damals nach Indien zu fahren, war wie für uns heute auf den Mond. Es war sehr weit und schwierig, nicht so wie heute, wo man ein Flugzeug nimmt und am nächsten Tag zurückkommt. Er fuhr also wirklich und gab eine Vorlesung darüber und sagte zu mir: „Jehuda, komm, du wirst den Vortrag auch hören.“ Ich war nur ein Student, ungefähr siebzehnjährig damals. Und da saß ich das erste Mal in diesem Saal, ganz scheu, ein neuer Immigrant. Ich saß selbstverständlich in der letzten Reihe und dachte: „Um mich herum sitzen die ganzen berühmten Leute aus Jerusalem, und Hugo Bergmann hält einen Vortrag über Gandhi.“ Und als er hereinkommt, sieht er mich, geht durch die Sitzreihen, steht vor mir und fragt mich: „Jehuda, wie geht es dir? Hast du schon einen Platz an der Akademie? Hast du auch ein Zimmer?“ Er redete zwei Minuten mit mir und hielt dann seinen Vortrag.

Was bedeutet das? Für ihn war es in diesem Moment das Wichtigste, mit diesem Neueinwanderer zu sprechen und nicht mit all den sehr berühmten Menschen. Ein anderes Beispiel: Als ich Student in London war, schrieb ich ihm eine Postkarte. Auf jede kleine Postkarte antwortete er mit einem handgeschriebenen Brief! Er war ja schon ein alter Mann und hatte sicher nicht viel Zeit. Aber er nahm sich die Mühe und die Zeit. Und als er 15 Jahre später eine Ausstellung von mir eröffnete, sagte er in seiner echten Bescheidenheit: „Jetzt nach so vielen Jahren kann ich euch sagen: Als der Jehuda nach Jerusalem kam, war es sehr schwer und ich lief einige Tage, um ihm einen Studienplatz an der Bezalel zu besorgen.“ Das hatte ich gar nicht gewusst.

Und auch im Unterricht, wenn ihm da ein Schüler eine philosophische Frage stellte, sagte er auch manchmal: „Ich weiß nicht, aber ich werde in meiner Bibliothek nachschauen.“ Ich habe viele gescheite Menschen getroffen, aber keiner von denen würde jemals zugeben, dass er etwas nicht weiß. Mein Verhältnis zu Bergmann war wirklich Liebe. Denn er wusste nicht viel von Kunst, ich wusste nichts von Philosophie, er war alt, ich war jung, aber wir hatten einen gemeinsamen Punkt. Wenn es mir je irgendwie schwer ging im Ausland, dann war der Gedanke, dass er in Jerusalem und ich irgendwo in der Welt etwas Gemeinsames hatten, eine enorme Hilfe für mich.

Stichwort Begegnung, das war ja auch das Thema von Buber ...

Von Buber habe ich sehr viel gelernt. Seine Vorträge öffneten mir die Augen. Wie er sich im Unterricht einem Studenten widmen konnte! Er konnte alles beiseite lassen, wenn jemand eine Frage stellte und diese eine Frage zwanzig Minuten einer Unterrichtsstunde lang beantworten. Da spürte man, wie die Atmosphäre hochging. Mein großes Erlebnis war: Ich ging in diesen Bibelkurs und damals war es noch nicht so, dass man mit Taxi fuhr, und er hatte eine schwere Tasche mit Bibeln. Und ich sagte: „Ich will Sie begleiten. Haben Sie keine Angst, ich werde Sie nicht belästigen und werde nicht reden.“ Aber dann fingen wir doch an zu reden, und das war einer meiner höchsten Dialoge im Leben. Und ich spürte es und lernte von ihm sehr viel. Für mich war es eine Gnade, ihm zu begegnen.

Dann war da noch der Scholem, der war auch einer aus diesem Kreis. Von ihm habe ich andere Sachen gelernt. Er war ein ganz anderer Typ. Mit einem Wissen! Ich konnte mir nicht vorstellen, dass man so viel Können und Wissen hat, und was man in einer Stunde in einem Vortrag sagen kann. Das war für mich ein Wunder. Was er für mich verkörperte, das war außergewöhnlich! Und all diese Menschen gaben einem die Hoffnung, dass es die Möglichkeit gibt, anders zu sein, dass man menschlich sein kann. Diese Menschen waren mir in Gedanken am nächsten.

Es gab noch einen Verein „Brit Schalom“. Die Menschen dort wollten Verständigung und Frieden mit den Arabern. Und ich gehörte zu dieser kleinen Gruppe, obwohl ich noch ein kleiner Junge war. Da waren noch viele alte Jeckes, wirkliche Humanisten und hoch gebildete Menschen, die sahen etwas weiter als nur den gegenwärtigen Zustand, und die waren mir am nächsten. Es war ganz anders als heute in Israel, vielleicht weil das Land sehr arm war und die Menschen für einen Glauben lebten. So etwas vergisst man nicht.

Diese Menschen wurden mir zum Vorbild.

Danke, Jehuda, dass du dir soviel Zeit für uns genommen hast!



Eine gekürzte Fassung dieses Interviews mit zahlreichen Bildern von Jehuda Bacon ist im Brückenbauer-Magazin Nr. 90 (Ausgabe I/2008) erschienen.

*Das Interview haben **Helga Eichenberg** (links im Bild) und **Claudia Ketterer** geführt.*

Abdruck, auch auszugsweise, nur mit ausdrücklicher Genehmigung von Jehuda Bacon.

Copyright Foto Jehuda Bacon (Seite 1): Präsenz Kunst & Buch / 65597 Hünfelden-Gnadenenthal / www.praesenz-verlag.de